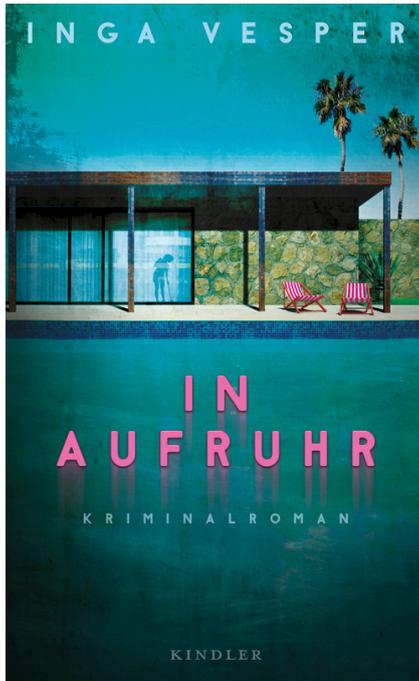


# Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-463-00022-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

Inga Vesper

**InAufuhr**

Kriminalroman

Aus dem Englischen von Katharina  
Naumann und Silke Jellinghaus

Kindler

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel «The Long, Long Afternoon» bei Manilla Press, an imprint of Bonnier Books UK.

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Mai 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

«The Long, Long Afternoon» Copyright © 2021 by Inga Vesper

Redaktion Susann Rehlein

Satz aus der Minion Pro

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-463-00022-0

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

[www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



# Kapitel eins

Joyce

Gestern habe ich meinen Mann zum letzten Mal geküsst. Natürlich weiß er das nicht. Noch nicht. Tatsächlich kann ich es selbst kaum glauben. Aber als ich heute Morgen aufwachte, wusste ich, dass es so ist.

Ich stehe auf der Terrasse und versuche, in meine Zukunft zu blicken. Im Moment scheint sie ausschließlich aus der Morgenluft zu bestehen. Kühl und ruhig, aber die Hitze des Tages lässt sich schon erahnen. So weit kann ich in meine Zukunft sehen. Die nächsten fünf Minuten werde ich hier draußen stehen, meinen Kaffee trinken und im ersten Morgenlicht die Farben des Gartens bewundern.

Oh, wie viele Farben es hier gibt. Der maigrüne Rasen. Die lachsfarbenen Kacheln der Terrasse. Die weiße Hauswand. Die blutroten Geranien in ihrem Terrakottatopf. Der Himmel, noch dunstig, genau wie mein Kopf, der vor Müdigkeit ganz benebelt ist. Das Blau des Pools ist so tief und lebendig, dass ich mich am liebsten hineinfallen lassen und untergehen würde, um mich wie eine Aspirin-tablette darin aufzulösen.

Ich wünsche mir, diesen Moment malen zu können, ihn auf Papier zu bannen, bevor er vergeht. Aber ich habe meine Malutensilien schon vor langer Zeit verschenkt. Stattdessen halte ich meinen Kaffeebecher in beiden Händen und versuche, mir die Szenerie einzuprägen. Einen Morgen wie diesen wird es nie mehr geben.

Die Geranien brauchen Wasser. Aber sie werden sich gedulden müssen. Ruby kommt erst am Nachmittag, und ich bin am letzten Tag meiner Periode. Frank mag es nicht, wenn ich die Blumen dann wässere. Der weibli-

che Gifthauch lässt sie welken, sagt er. Besser, wenn die Hilfe das übernimmt. Ich stimme ihm zu, natürlich. Ich weise ihn nie darauf hin, dass er gleichzeitig behauptet, Schwarze hätten kein Talent, irgendetwas zu pflegen, weshalb sie auch keine Blumenkästen hätten und ihnen die Babys wegstürben.

Das sind dunkle Gedanken. Sie verschlucken das Licht. Eine Melleril würde sie auslöschen, aber ich glaube, ich brauche keine. Noch nicht. In den Morgenstunden liegt Hoffnung. Erst der Nachmittag bringt die Verzweiflung, weil er sich wie Kaugummi zieht, sobald er mit Wäschewaschen und Staubwischen und Abendessen und herumrennenden Kindern angefüllt ist, die ständig Gefahr laufen, in den Pool zu fallen.

Wo werde ich morgen früh sein?

Das Herz beginnt mir in den Ohren zu pochen. Zum ersten Mal im Leben weiß ich es nicht. Und zum ersten Mal seit vielen Jahren sehne ich mich nach dem Nachmittag.

Ich will malen. Ich könnte ein paar Dinge dafür im Einkaufszentrum besorgen, nach meinem Arzttermin. Dann hätte ich etwas zu tun, während die Kinder ihr Schläfchen halten. Etwas, das die gummiartigen Stunden überbrückt. Am Nachmittag, wenn die Hitze die Geranien welken lässt und mein Hirn zu Staub zerfällt.

In meinem Bauch pocht Schmerz. Die Menstruation, natürlich. Aber noch etwas anderes. Dunkle Gedanken. Galaxien aus Blut.

Wie weit reicht mein weiblicher Gifthauch? Ich stelle ihn mir als Heiligenschein vor, der mich umgibt. Aber mein Heiligenschein ist dunkelrot, nicht hell, und ich bin keine Heilige, sondern eine Sünderin.

Sanft setze ich meinen Kaffeebecher auf einer der Liegen ab und hole die Gießkanne. Die Berührung des Metalls lässt meine Handfläche prickeln. Die erste Revolu-

tion des Tages. Ein wenig Wasser ist noch in der Kanne. Ich schleiche mich mit ausgestrecktem Arm zu dem Kübel mit meinen Geranien. Aber dann hält mich ein Brüllen aus dem Haus auf, gefolgt von einem trägen, nur halb interessierten Weinen.

Lily ist wach.

Ich erstarre. Ich sollte sofort hingehen und nach meiner Tochter schauen. Mein ganzer Körper sehnt sich danach, ihr Weinen mit einer Umarmung zu lindern. Aber Frank hat mir einen Zeitungsausschnitt gezeigt, in dem ein Professor Summers sagt, dass es das Kind verwöhnt, wenn man sofort reagiert.

Und etwas in mir stimmt dem aus vollem Herzen zu. Ich will noch einen Moment am Pool bleiben. Ich will mich erst den Geranien widmen, bevor ich mich um mein Kind kümmere. Macht mich das zu einer schlechten Mutter? Macht es mich noch schlimmer, als ich schon bin?

Ich ignoriere das Weinen und träufele ein trauriges Rinnsal Wasser auf die Blumen. Dann hole ich meinen Kaffee. Ich werde ihn hier draußen austrinken, allein am Pool und unter einem Himmel, der dieselbe perfekte Farbe hat. Blau, so blau. Falsch und wahr.

Ich und du, sonnenklar.

# Kapitel zwei

Ruby

Der Bus fährt mit einem Ruck an, kriecht zehn Meter über den Southern Boulevard und bleibt dann stehen. Ruby unterdrückt ein Seufzen. Es ist heiß. Gestern war es heiß, und morgen wird es wieder heiß sein, was soll's also? Das hätte Momma gesagt. *Was soll's, Mädchen? Es ist heiß, komm damit klar. Der Herr wird das Wetter für deinen kleinen Hintern nicht ändern.*

Dieser Hintern ist so schweißig, dass er am Plastik-sitz festklebt. Sie beugt sich vor und zieht ihren Rock zu-recht. Zu spät. Der Baumwollstoff ist bereits zerknittert. Mrs. Ingram wird durchdrehen.

Was für ein bescheuerter Job.

Heute ist ein Tag für Shorts und T-Shirt, Sandalen und offenes Haar. Stattdessen kocht ihr Kopf unter der kleinen Haube, und ihre Füße schwitzen in den Turn-schuhen. Sie sehnt sich beinahe nach den plumpen wei-ßen Pantoffeln, auf denen die Frauen von Sunnylakes bestehen, damit sie jedes Schmutzmolekül auf dem Tep-pich direkt zurück zum Verursacher verfolgen können.

Eine verloren wirkende weiße Dame sitzt weit vorn, so weit entfernt von Ruby wie möglich. Sie trägt einen großen Hut und hält eine Tasche gegen die Brust ge-presst. Sie dreht sich nicht um, also wird es wohl in Ord-nung sein, die Schuhe kurz auszuziehen. Die süße Er-leichterung wird vom Geruch nach Käse begleitet.

Ruby lächelt. Das ist einer der Vorteile, ganz hin-ten im Bus zu sitzen. Natürlich dürfte sie auch vorn sit-zen, und wenn Joseph bei ihr wäre, hätte sie sich ei-nen Platz direkt hinter dem Fahrer ausgesucht, wo jedes Mal, wenn sich die Tür öffnet, ein Hauch frischer Luft

hereinweht. Aber allein und mit der weißen Haube, deren Nadeln in ihre Kopfhaut stechen, sind die hinteren Sitze die sicherere Wahl.

Sie wirft einen Blick auf die Uhr, ein Geschenk von Joseph. Es ist schon nach zwölf. Oh lieber Gott, sie ist schon mehr als eine Stunde in diesem Bus, dabei soll sie doch um ein Uhr bei Mrs. Ingram und um fünf bei Mrs. Haney sein.

Endlich erklimmt der Bus die Dunstlinie und fährt dann nach Sunnylakes hinunter. Die Bäume hier sind noch klein und schützen die Straße nicht vor der Hitze. Die Häuser ziehen an ihr vorbei, eins sieht aus wie das andere, alle sind von einem adretten Rasen und einem hübschen Gartenzaun umgeben, die Mauern mit falschen Ziegeln verbrämt. Pa sagt, alle Männer in Sunnylakes haben solche Fassaden bestellt, als sie ihre Häuser mit ihren sauer verdienten Dollars bauten. Machen Sie, dass meins aussieht wie aus Stein, Sir. Lassen Sie es aussehen wie eine Festung, die die Roten und die Japsen und die Neger abschreckt.

Ruby kichert. *Tja, dafür ist es zu spät. Wir sind schon in Ihrem Haus, Mister.*

Sie steigt an der Ecke Pine Tree Avenue und Roseview Drive aus und geht Mrs. Ingrams Einfahrt hinauf, an dem Sittich aus Plastik vorbei, den Mrs. Ingram in ihren Rasen gesteckt hat, als elegante Dekoration. An der rosafarbenen Haustür holt sie den Schlüssel unter einem Blumentopf hervor und steckt ihn ins Schloss. Jedes Mal, wenn sie das tut, ziehen sich ihre Eingeweide zusammen. Der Schlüssel ist viel zu leicht zu finden. Eines Tages wird jemand hier einbrechen und das Haus ausräumen. Und dann wird Mrs. Ingram genau wissen, wem sie die Schuld dafür in die Schuhe schiebt.

Dringen sieht das Haus aus, als wäre es bereits geplündert worden. Mrs. Ingram arbeitet - eine Seltenheit

für eine weiße Frau – und hat keine Zeit aufzuräumen, wie sie gern betont.

Ruby zieht sich die Pantoffeln an und wischt und putzt und scheuert. Auf der Straße ist es still. Nur hin und wieder fährt ein Auto vorbei, und sie verkrampft sich, weil sie die unausweichliche Ankunft von Mrs. Ingram erwartet. Aber erst nach vier öffnet sich die Tür, und die Herrin des Hauses kehrt zurück. Mrs. Ingram geht an der Toilette vorbei, in der Ruby bis zu den Ellenbogen steckt, und verzieht das Gesicht, als hätte sie einen Hundehaufen auf ihrem Teppich entdeckt.

«Immer noch im Badezimmer? Du bist aber langsam heute.»

*Du bist heute auch zu spät.* Ruby wendet den Blick nicht vom Schwamm, den sie ins Wasser tunkt. «Guten Tag, Mrs. Ingram. Entschuldigung, mein Bus stand im Stau.»

«Der Bus fährt über den Highway. Da gibt es keine Staus.»

Ruby beißt sich auf die Unterlippe. «Ja, Ma'am.»

«Dass das nicht noch mal passiert.»

«Nein, Ma'am.»

Mrs. Ingram schnuppert. «Und was ist das? Da stinkt etwas. Habt ihr zu Hause keine Dusche?»

*Nein, Ma'am. Ich wasche mich am Feuerhydranten auf der Straße, weil ich aus South Central stamme, so machen wir das nun mal.*

«Entschuldigung, Ma'am.»

Normalerweise versuchen die weißen Leute, einen so gut es geht zu ignorieren. Aber sobald sie sich umgezogen und frischgemacht hat, sitzt Mrs. Ingram Ruby heute im Nacken wie die Nazi-Polizei. Schlechter Tag im Büro, nimmt Ruby an, oder vielleicht langweilt sie sich auch nur. Mrs. Ingram fährt mit dem Finger über Ober-

flächen, schimpft über unsichtbare Wollmäuse und prüft die Feuchtigkeit des Lappens, mit dem Ruby die Waschbecken putzt.

Am besten ist es, wenn man daraus ein Spiel mit Doppeldeutigkeiten macht. Mrs. Ingram eignet sich dafür besonders gut. Sie hat keinen Mann und trägt massenweise knallroten Lippenstift und enge Pullover, die ihre kegelförmigen Brüste betonen.

«Reibe ich fest genug, Mrs. Ingram?», fragt Ruby. «Soll ich den Lappen feuchter machen, Mrs. Ingram? Oder ihn schneller eintunken?»

Die Frauen von Sunnylakes lernen es einfach nicht. Die meisten sind so verspannt, dass es schwerfällt, sich vorzustellen, dass sie Sex haben. Mrs. Ingram lächelt dünn, schreitet durch ihr blankes, sauberes Haus, pudert sich ihr blankes, sauberes Gesicht und schnaubt und zischt und nörgelt.

Als Ruby das nächste Mal auf ihre Uhr schaut, ist es beinahe fünf. Zum Glück zählt Joyce Haney nie die Minuten. Sie rennt ständig hinter den Kindern her, sodass sie keine Zeit hat, hinter ihrer Haushaltshilfe herzurennen. Manchmal spendiert sie eine Flasche Limonade und zeigt Ruby ihre Näharbeiten. Sie unterhalten sich dann über Muster und die Familie und die Kinder. Joyce bezahlt für diese Zeit, als wäre es Arbeit.

Um Viertel nach fünf räumt Ruby die Putzsachen weg und zieht die Haustür zu. Kaum steht sie in der Einfahrt, sieht sie aus dem Augenwinkel, wie sich der Vorhang bewegt. Mrs. Ingram beobachtet sie.

Das Nachmittagslicht wirft goldene Lanzen durch die Bäume. Ruby beugt die Knie und schlenkert mit den Armen. Das Schlimmste ist jetzt vorbei. Nur noch zwei Stunden, dann ist sie mit drei Dollar in der Tasche auf dem Heimweg.

Das Brüllen eines Motors durchschneidet die Stille der Straße. Ein schickes Auto donnert aus der Einfahrt der Haney's, biegt um die Ecke und rast in Richtung President Avenue. Es ist ein Ford Crestliner, silbern und schwarz, mit grünen Heckkotflügeln. Mrs. Haney muss wohl Besuch gehabt haben.

Das Haus der Haney's liegt ein wenig zurückgesetzt von der Hauptstraße, das Anwesen reicht bis hinunter zum See. Die Bäume hier sind älter und dunkler, und im Winter geht Ruby nicht gern darunter hindurch, wenn die Nacht schon zwischen den Ästen lauert. Hinter dem Haus sind die Bäume gefällt worden, um einen unverstellten Blick auf den See zu bekommen. Aber Mr. Haney hat einen großen Holzzaun gebaut, sodass man vom Haus aus den See nicht sehen kann, sondern nur ordentliche weiße Latten, die er einmal im Jahr im Frühling streicht.

Ruby bleibt stehen. Joyces Auto steht in der Auffahrt. Die Haustür ist verschlossen, die Pflanzen links und rechts davon welken in der Sonne.

Etwas kommt ihr falsch vor. In ihrem Magen kribbelt es.

Sie lauscht. Die Fenster sind offen, um die Luft hereinzulassen, aber hinter den Vorhängen rührt sich nichts. Kein Geschirrgeklapper, keine lärmenden Kinder, kein Radiogedudel dringt aus dem Wohnzimmerfenster.

Aus dem Augenwinkel sieht sie eine Bewegung. Ruby wirbelt herum und sieht etwas Farbiges zwischen den Bäumen tanzen. Ein Luftstoß fährt unter ihren Rock und lässt sie erschauern. Sie ballt die Fäuste und zwingt sich, ruhig zu atmen.

«Hallo? Wer ist da?»

Ein Kinderkopf schaut hinter einem Baumstamm hervor. Blondes Haar lockt sich über großen, blauen und verweinten Augen. Joyces Tochter Barbara.

Ruby kniet sich hin. Die Kiefernadeln sind weich unter ihren Knien. Sie streckt die Arme aus. «Barbara, komm her. Was machst du hier draußen?»

«Ich warte.»

«Auf wen wartest du denn, Barbie?»

«Joanies Mom.»

Ruby braucht einen Augenblick, bis es ihr wieder einfällt. Joanies Mom ist Mrs. Kettering. Die Familie wohnt ein Haus weiter. Barbara und Joanie sind beste Freundinnen.

«Komm her», sagt sie zu Barbara. «Wir müssen jetzt mal rein.»

«Ich hab aber versprochen zu warten.»

«Na ja, Joanies Mom ist nicht gekommen, also musst du wieder reingehen.»

«Ich will aber nicht.»

«Aber es ist schon fast Zeit fürs Abendessen.»

«Nein.»

Etwas im Blick des kleinen Mädchens lässt Rubys Hände zittern. Barbara späht zum Haus hinüber, als säße darin ein böser Mann oder ein Drache.

«Barbara, wo ist deine Mommy?»

«Sie hat gesagt, ich soll warten.»

«Wollen wir zu ihr gehen?»

Barbara senkt den Blick. «Sie haben alles schmutzig gemacht, Wubie.»

«Na, jetzt bin ich ja da und kann sauber machen. Nun komm schon.»

Barbara lässt den Baum los und nimmt Rubys Hand. Zusammen gehen sie zum Haus. Barbaras Hand ist ganz heiß. Ihre kleinen Nägel graben sich in Rubys Handfläche.

Ruby klingelt. Keine Reaktion. Aber im Haus beginnt Lily zu weinen.

«Mrs. Haney?», ruft Ruby. «Joyce?»

Sie klingelt erneut. Das Kribbeln in ihrem Magen breitet sich aus bis in ihre Brust. Wie dieses Baby weint. Heiser und hoffnungslos, als glaubte es, dass nie mehr jemand nach Hause kommt.

Sie tastet unter dem Porzellanadler neben der Tür nach dem Ersatzschlüssel und schließt auf. Im Flur ist es ordentlich, frische Blumen stehen auf dem Sideboard. Das Haus der Haneys hat ein Halbgeschoss, ein Mezzanin. Das Wort musste sie erst im Wörterbuch nachschlagen. Es bedeutet, dass sich Zimmer auf halber Höhe der Treppe befinden und auch ein großes Bad.

Aus dem Kinderzimmer dringt Lilys Weinen.

Der lavendelfarbene Teppich schluckt das Geräusch von Rubys Schritten. Sie nimmt zwei Stufen auf einmal und stürzt auf die Kinderzimmertür zu. Sie reißt sie auf. Lily sitzt in ihrem Bettchen, die Augen voller Tränen, das Gesicht rot und müde. Im Zimmer stinkt es. Die Windel des Mädchens ist voll, ihr Strampler befleckt.

Ruby hebt Lily aus dem Bettchen und knöpft ihre Kleider auf, aber Lily schreit nur noch lauter und tritt nach ihr. Es stinkt, als Ruby die Windel abmacht. Sie wirft sie zur Seite und wischt Lily mit einem Lappen ab. Sie legt ihr gerade eine frische Windel an, als Barbara hereinkommt und sich auf den Boden setzt. Ihre Lippen beben, ihre Augen sind voller Tränen.

«Barbara-Baby, was ist los?» Ruby versucht, die schreiende Lily auf die Füße zu stellen, aber Lily boxt mit ihren kleinen Fäusten gegen ihre Brust. «Wo ist deine Mommy?»

«Sie sind nicht hier», sagt Barbara. «Sie haben alles schmutzig gemacht.»

Ruby runzelt die Stirn und versucht nachzudenken. Vielleicht hatte Joyce einen Notfall. Vielleicht hat eine Freundin sie angerufen. Vielleicht hat sie auch nur die Schweinekoteletts fürs Abendessen vergessen und ist schnell losgefahren, um sie zu besorgen. Aber ihr Auto steht in der Einfahrt, also wo ...

Sie sollte lieber gehen. Irgendetwas ist hier falsch, aber das ist nicht ihr Problem. Außerdem: Wenn Mr. Haney zurückkommt und seine Kinder allein mit der Haushaltshilfe vorfindet, bekommt er bestimmt einen Herzanfall.

«Hör mal, Barbara», sagt sie. «Ich rufe jetzt Mrs. Kettering an und bitte sie, herüberzukommen. Sie kann auf euch aufpassen, bis Mommy wieder zurück ist, okay?»

Barbara antwortet nicht.

«Kommst du mit mir nach unten, Süße?»

Barbara schüttelt den Kopf.

«Na gut.»

Ruby hebt sich Lily auf die Hüfte. Es fühlt sich merkwürdig an, allein im Haus zu sein, und jetzt ist sie sich sicher, dass sie *wirklich* allein ist. Im Flur hebt sie den Telefonhörer ab und blättert das kleine Adressbuch mit den goldenen Ecken durch, bis sie bei K angelangt ist.

Später kann sie sich nicht daran erinnern, dass Barbara an ihr vorbeigehuscht ist. Aber plötzlich taucht das Mädchen in der Küchentür auf, mit bebendem Kinn und erschrockenem Blick. Sie streckt eine schmutzige Hand aus.

«Wubie», sagt sie. «Ich kann das nicht sauber machen.»

«Keine Sorge, Süße.» Ruby setzt Lily auf die andere Hüfte und bekommt dafür einen Tritt in den Bauch. «Ich kümmere mich darum.»

Dann sieht sie Barbaras Hände, und der Boden scheint ihr entgegenzukommen. Sie hat das Gefühl zu fallen. Die Hände des Kindes sind rot verschmiert.

Blut.

Sie schiebt Barbara zur Seite und reißt die Küchentür auf.

Da ist Blut auf dem Boden. Blut und Küchenrolle und ein zerknülltes Tuch, rot getränkt. Die Sonne scheint durch die Vorhänge mit den Gänseblümchen. Blut auf den Fliesen, verschmiert und klebrig, so grausam wie die Zunge des Teufels.

Ruby drückt Lily an ihre Brust und schreit, so laut sie kann.

# Kapitel drei

Mick

Mick wischt sich mit dem Ärmel die Schweißstropfen von der Stirn. *Geschieht dir recht, Detective Blanke, warum warst du auch so scharf auf das Eckbüro.* Das Eckbüro, das nach Südwesten rausgeht. Der Chief fand es bestimmt wahnsinnig lustig, dem Neuen, frisch aus dem Big Apple eingetroffen, das heißeste Büro zuzuteilen. Als Mick die Schlüssel bekam und sie stolz zu seiner Tür trug, hatten einige der Jungs gekichert. Da hätte er schon wissen müssen, dass etwas nicht stimmte.

Um zehn Uhr morgens ist es hier bereits stickig. Er schiebt einen Finger unter seinen Kragen, um ihn zu lockern, der Finger ist anschließend nass. Um keinen Hitzschlag zu bekommen, öffnet er beide Fenster und die Tür. Aber offene Türen laden Vorbeigehende ein, und bald streckt Chief Murphy den Kopf herein.

«Schon bei der Arbeit, Blanke? Es ist doch erst zehn nach zehn. Was ist mit Ihrem Schönheitsschlaf?»

«Lassen Sie nur, Murphy, das passt schon. Sie brauchen den dringender als ich.» Mick grinst. «Ich ziele auf die frühen Morgenstunden ab.»

«Früh im Sinne von *wenig zu tun*, was? Na, heute ist Ihr Unglückstag. Ein Fall für Sie, unten am Stadtrand. Vermisste Frau, möglicher Einbruch. Blutspuren und der ganze Kram. Hier ist die Akte. Schieben Sie Ihren Hintern dorthin und sehen sich das mal an. Sergeant Hodge wartet auf Sie. Schönen Tag noch.»

Mick nimmt das, was Murphy «die Akte» nennt, drei dünne getippte Blätter mit ein paar Notizen an den Rändern. Er legt die Füße auf den Schreibtisch, eines die-

ser modernen Modelle aus Holzlaminate, dessen Beine gespreizt sind wie die einer Nutte aus der Bronx.

Alles protzig hier drin, besser als sein heruntergekommenes Büro in Brooklyn, das er mehr vermisst, als er zugeben möchte. Mit dem Rücken zum Fenster, um der Sonne zu entgehen, beginnt er zu lesen.

Eine Nachbarin rief kurz nach 17.30 Uhr die Polizei zum Roseview Drive 47. Der erste Streifenwagen fand die Nachbarin, die Haushaltshilfe und zwei Kinder am Tatort vor. Die Haushaltshilfe sagte, die Kinder seien allein im Haus gewesen. Sie habe Blutspuren in der Küche entdeckt. Die Frau wird vermisst. Der Mann ist auf einer Konferenz in Palmdale. Die Kinder wurden zur Nachbarin gebracht, die Haushaltshilfe verhaftet.

*Verhaftet?*

Er liest die Aussage der Frau. Sie kam gegen 17.15 Uhr an, ging die Treppe rauf, wo sie das jüngere Mädchen aus dem Bett nahm und ihm die Windel wechselte, ging dann wieder nach unten und fand Blut in der Küche. Sie alarmierte die Nachbarin und wartete, bis die beiden Polizisten ankamen. Die sie sofort verhafteten.

*Warum?*

Er sieht sich ihre Angaben an. Ruby Wright, 22 Jahre alt, wohnhaft Trebeck Row 1467, South Central. Schwarz.

*Ah. Deshalb.*

«Chief.» Er schließt die Tür hinter sich und eilt den Flur entlang. «Chief. Die Jungs haben sie verhaftet?»

«Nur als Vorsichtsmaßnahme. Bis wir ihre Geschichte überprüft haben.»

«Sie ist eine Zeugin. Keine Verdächtige.»

«Ja. Aber vielleicht ist sie beteiligt. Sie war die Erste am Tatort, das ist immer verdächtig.»

«Ich will mit ihr sprechen.»

«Müssen Sie nicht zuerst zum Tatort?» Murphy richtet den Hosenbund unter seinen Speckrollen. «Na los, Blanke, Bewegung! Ermitteln Sie, Mr. Ermittler.»

«Alles klar, Murphy. Nicht aufregen.»

Mick weiß, wann er eine Schlacht verloren hat. Der Chief mag ihn nicht, und das aus gutem Grund. Er ist über Beziehungen hierher versetzt worden. Der Chef in Brooklyn hat ein paar Fäden gezogen, und ganz plötzlich brauchte das Santa Monica Police Department seinen eigenen Detective. Jetzt ist er in Kaliforniens langweiligster Stadt stationiert. Wo ihm jedes Mal von der Sonne schwindelig wird, wenn er nach draußen geht. Das schlimmste Verbrechen, das hier bisher begangen wurde, war der Diebstahl des nagelneuen Fahrrads vom kleinen Timmy.

In Sunnyslakes verfährt er sich doch glatt zweimal. Verfluchte Straßennamen. Hillview Crescent, Berrywood Road, Grand Park Street, Meadow Hills. Die Hauptstraße heißt, ohne Scheiß, President Avenue. Vielleicht hat Mr. Eisenhower damals höchstpersönlich die Stadt eröffnet. Sie sieht aus wie ein Wahlplakat. Die ordentlichen Häuser, die Briefkästen, die in der Sonne glänzen. Die Straßen sind so sauber, dass man von ihnen essen könnte, aber das würde natürlich niemand tun, denn hier haben alle einen Esstisch und Porzellanteller, die sie sich per Post von Wards haben liefern lassen.

Auf dem Roseview Drive ist keine einzige Rose zu sehen. Nummer 47 ist ganz am Ende, davor ziemlich dicht ein rosa Haus, dahinter ein größeres, zweistöckiges, das durch die Bäume kaum zu sehen ist. Autos parken am Straßenrand, und um das größere Haus laufen Leute herum. Das muss der erste Suchtrupp sein.

Mick parkt vor der Einfahrt, neben einem roten Chevrolet Bel Air. Als er aussteigt, bewegen sich in dem rosa

Haus die Vorhänge. Er wird beobachtet. In diesem stillen Städtchen kann bestimmt kein Fremder einfach so vor ein Haus fahren und eine Bewohnerin entführen, ohne dass die Nachbarn das mitkriegen.

Vor der Tür von Nummer 47 ist Absperrband befestigt, aber das Band ist zerrissen. Das lose Ende hängt auf den Stufen. Mick schaut sich um, fühlt sich ein wenig wie ein Eindringling und geht rein.

*Es ist ... modern.* Das Linoleum im Flur hat ein lila Schachbrettmuster, und die Lampen sind aus Chrom. Er findet ein Familienfoto auf dem Sideboard. Joyce Haney mit den Kindern auf dem Schoß. Die Kleine ist noch ein Baby, die ältere trägt Zöpfchen und lächelt wie in der Toastbrot-Werbung. Frank Haney, liebender Ehemann und stolzer Vater, steht hinter ihnen, die Arme auf eine beschützende und gleichzeitig besitzergreifende Art um seine Familie gelegt. Garantiert war er an der Highschool Kapitän der Football-Mannschaft: blonde Haare, blaue Augen und ein kantiges Kinn. Ein Gesicht wie ein Feuermelder, denkt Mick – man möchte unbedingt einschlagen.

Joyces Schönheit ist ebenso sehr das Ergebnis sorgsamer Pflege, wie sie natürlich ist. Braunes, perfekt gelegtes Haar, schmale, bemalte Lippen, braune Augen, nicht sehr groß, aus denen sie verträumt wie ein Filmstar in die Linse blickt. Das passt überhaupt nicht zu ihr, denkt er, dieser aufgesetzte Blick und das sanfte, müde Lächeln. Irgendwie kommt sie ihm vor wie eine Frau, die gern deftige Witze reißt.

Die Küche ist das Einzige in diesem Haus, das nicht zum Rest passt. Und zwar auf brutale Weise. Mick steht in der Küchentür und nimmt sich Zeit, sich den Anblick einzuprägen. Da ist Blut auf dem Fußboden. Es zieht sich in einem einzigen langen Spritzer vom Ausguss zur Tür. Eine halb abgerollte Küchenrolle liegt in einer Ecke, und

in der Mitte der Blutpfütze liegt ein blauer Lappen. Das Blut ist eingetrocknet und schmutzig braun. An der Tür sind Papierfetzen in der Lache. Jemand muss versucht haben, hier aufzuwischen.

Er untersucht den Blutfleck. In seinem früheren Leben in Brooklyn war er an Tatorten von Messerstechereien und italienischen Folterorgien. Einmal fand er einen verrückten japanischen Großvater, der sich ein Messer in den Unterleib gerammt und sich selbst ausgeweidet hatte. Verglichen damit gibt es hier nicht besonders viel Blut. Aber weil die Blutflecken nicht in Brooklyn sind, sondern in dieser Vorstadtküche mit den Blumen auf der Fensterbank und einer Kinderzeichnung am Kühlschrank, auf der Arbeitsplatte Dosen für Zucker, Kaffee und Haferflocken, deshalb ist das wirklich gruselig.

Oben gibt es nicht viel zu sehen. Ein ordentliches Elternschlafzimmer, dessen Kingsize-Bett mit einem gerüschten Überwurf bedeckt ist. Ein lavendelfarbenes Schminktischchen steht in der Ecke, darauf Kosmetikfläschchen und -tiegelchen. Ein kurzer Blick in die Schubladen, Unterwäsche liegt darin, alles nett, nichts Verrücktes. Der Ehemann herrscht über ein Bataillon aus Oberhemden, die gefaltet im Schrank liegen. Seine Anzüge haben Bügelfalten. Nichts wirkt unordentlich, und es sieht auch nicht so aus, als hätte jemand hier seine Sachen gepackt.

Im Kinderzimmer ist es unordentlicher. Das Bett des älteren Mädchens ist gemacht, aber die Bettwäsche im Gitterbettchen liegt als Klumpen am Fußende. Ein brauner Fleck ist auf dem Wickeltisch, eine schmutzige Windel liegt auf dem Boden und dünstet vor sich hin. Im Badezimmer und im Gästezimmer nichts Auffälliges.

Auf der Terrasse sitzt Sergeant Hodge auf einem gestreiften Gartenstuhl und schaut auf den Pool und den gepflegtesten Rasen hinaus, den Mick je gesehen hat.

Hodge hält eine Flasche Limonade in der Hand und sieht aus wie ein Mann, der eins mit sich und der Welt ist.

Mick schleicht sich an ihn heran. Er schlägt dem Sergeant auf die Schulter, so fest, dass der beinahe sein Getränk verschüttet. «Hoffentlich haben Sie Ihre eigene Limo mitgebracht, Hodge.»

«Klar, Detective.» Hodge rappelt sich aus dem Stuhl hoch. «Würde mich nie aus dem Kühlschrank bedienen. Ruhe mich nur kurz aus. Verdammst heiß, wenn man nur so rumsteht.»

Mick widersteht der Versuchung, sich ebenfalls hinzusetzen. Die Sonne glänzt auf den Fliesen am Pool. Kein einziges Pflänzchen wagt es, seinen Kopf durch die Ritzen zu strecken. Ein Geranienkübel auf der Terrasse ist die einzige Andeutung von Üppigkeit.

«Offenbar gärtnergern der Ehemann gern», mutmaßt Hodge.

Mick lächelt spöttisch. «Der Ehemann ist vermutlich neurotisch.»

«Verzeihung, Sir?»

«Nichts.»

«Also, welche Theorie haben Sie, Detective?»

Mick grinst. «Hab noch keine.»

«Aber sind Sie nicht ...»

«Es ist zu früh, um Schlüsse zu ziehen.»

«Alles klar.» Hodge nickt, als hätte er verstanden; was eindeutig nicht der Fall ist.

«Also, wie ist der Stand der Dinge?», fragt Mick. «Ich habe heute Morgen die Akte bekommen, aber fassen Sie es noch mal zusammen.»

«Der erste Polizist am Tatort war Murray. Er hat das Blut gesehen und die Zentrale angerufen. Die haben hier nur eine kleine Polizeiwache in Sunnyslakes. Sie wissen schon, Alkohol am Steuer, häusliche Gewalt und so was.»

«Das hier war also kein Fall von häuslicher Gewalt?»

«Na ja, der Ehemann war ja nicht zu Hause. Er ist Sonntagabend nach Palmdale gefahren. Die Frau wurde am Morgen von einem Zeugen gesehen. Sie ging gegen neun zum Einkaufszentrum und ließ das ältere Mädchen bei der Nachbarin, Mrs. Nancy Ingram. Sie kam um elf zurück und holte ihre Tochter ab, gut gelaunt. Mrs. Ingram plauderte noch kurz mit ihr, bevor sie zur Arbeit ging, sie sprachen über das Mittagessen. Nichts Ungewöhnliches. Dann ... keine Ahnung.»

«Das ältere Mädchen wurde draußen aufgefunden?»

«Von der Haushaltshilfe, ja. Sie sollte schon um fünf Uhr hier sein, kam aber zu spät. Sie ist eine Negerin, wissen Sie? Sie fand das Mädchen, nahm es mit hinein und wechselte dem kleinen Kind die Windel. Als sie in die Küche kam, sah sie das Blut.»

«Also haben Sie sie mal eben verhaftet.»

Hodge zuckt die Achseln. «Kam mir so vor, als wäre daran was faul.»

«In welcher Hinsicht?»

«Sie hat dem Baby die Windeln gewechselt, ohne vorher nachzusehen, ob ihre Chefin zu Hause war.»

«Vielleicht hat Mrs. Haney ihre Kinder öfter in Obhut der Haushaltshilfe gelassen. Haben Sie sie befragt?»

«Sie war ... in Aufruhr.»

«Haben Sie versucht, sie zu beruhigen?» Mick schmeckt etwas Saures in seinem Mund. Er kann sich die Szene nur zu gut vorstellen. Das Blut, die schreienden Kinder, der brüllende Sergeant Hodge. *In Aufruhr*. Jeder in dieser Situation würde sich aufführen wie ein tollwütiger Affe.

Hodge zuckt die Achseln. «Sie hätten dabei sein sollen, Sir. Das Baby trug nur eine Windel. Es trat nach der Haushaltshilfe und schrie. Das sagt einem doch was, oder?»

Mick zieht eine Augenbraue hoch. «Tut es das?»

«Die Hilfe hat das ältere Mädchen angeschrien, es soll das Chaos in der Küche nicht anfassen. Wissen Sie, die Kleine hat versucht, das Blut ihrer Mommy wegzuputzen. Dann kam die Nachbarin herüber, diese Ingram, und gab ihr eine Ohrfeige, und ...»

«Die Nachbarin hat das kleine Mädchen geschlagen?»

«Nein, die Haushaltshilfe. Nur eine Ohrfeige. Wir ...»

«Haben Sie das Haus nicht abgeschlossen?» Mick stöhnt. «Haben Sie die Zeugen nicht vom Tatort entfernt? Wer war außerdem noch da? Wie viele Leute sind hier herumgetrampelt?»

«Na ja, nicht so viele.» Sergeant Hodge hält seine Finger hoch, um sie aufzuzählen. «Da waren ich und die Kollegen Murray, Stanwitz und Anderson, und die Haushaltshilfe und die Kinder und Mrs. Ingram. Das war's eigentlich. Oh, und der Milchmann.»

«Der Milchmann?»

«Tauchte kurz vor sechs auf, Sir. Sagte, er habe die Butter vergessen.»

«Heilige Scheiße.»

«Aber dann haben wir Absperrband benutzt. Heute ist keiner reingekommen. Und die Leute da draußen, die wollen die Nachbarschaft durchkämmen. Sie sind nicht hier, um zu gaffen.»

Mick reibt sich den Nasenrücken und wartet, bis er sich genügend beruhigt hat, um seine Stimme ruhig zu halten. Es hat keinen Sinn, hier Vorträge zu halten. Es ist schon zu spät dafür.

«Die Spurensicherung und der Fotograf kommen heute Nachmittag», sagt Hodge. «Wir haben die umliegenden Grundstücke durchsucht und auch das Seeufer. Keine Leiche. Das Auto ist noch hier, also ist sie damit nicht weggefahren.»

«Haben Sie von dem Mann gehört?»

«Wir hatten Schwierigkeiten, ihn zu erreichen. Er ist gestern Nacht erst spät in seinem Hotel gewesen. Er ist auf dem Weg zurück und sollte heute Nachmittag da sein, um seine Kinder von Nancy Ingram abzuholen.»

«Gibt es sonst Verwandte? Großeltern, Onkel und so?»

«Die Familie des Ehemannes lebt in Philadelphia. Und die Frau ist ... na ja, wir warten darauf, dass er uns Familienmitglieder nennt.»

«Also haben Sie keine Spuren.»

«Eigentlich nicht.» Sergeant Hodge sieht aus wie ein Welpe, der erkennen muss, dass die Tüte mit den Leckerli leer ist. «Wir haben sicher mehr, wenn wir die Leiche finden.»

«Wir wissen nicht, ob sie tot ist, Sergeant.»

«Klar. Aber denken Sie daran, sie ist Mutter. Keine Mutter, die noch bei Trost ist, verlässt ihre Kinder.»

Mick beschließt, es dabei zu belassen. Er folgt Hodges Blick zum Zaun, und sie starren ihn einen Moment lang an, als könnte Joyce Haney jeden Augenblick dahinter auftauchen und ihnen anmutig mit ihrer behandschuhten Hand zuwinken. *Hallo, Jungs, ich bin zurück.*

Hodge zieht die Schultern zu den Ohren und lässt sie dann wieder fallen. «Stellen Sie sich mal vor, so einen Zaun zu errichten. Das ist ja, als wollten sie gar nicht rausschauen.»

«Oder sie wollen nicht, dass jemand reinschaut.»

«Sir?»

«Halten Sie die Augen offen, Hodge.» Mick tippt an seinen Hut. «Es ist nie gut, Vermutungen anzustellen.»

Zurück in der Küche, öffnet er ein paar Schränke, findet aber nichts Ungewöhnliches. Eine Einkaufsliste klebt am Kühlschrank, geschrieben in einer geübten, schlanken

Handschrift: *Eier, Mayonnaise, Cornflakes, Reis, Kakao, Zahnpasta*. Der Kühlschrank ist fast leer.

Er macht einen vorsichtigen Schritt über das Blut hinweg, und sein Blick bleibt an dem blauen Lappen hängen. Aufnäher mit kleinen Rodeo-Cowboys, die über Zäune springen und von ihren Pferden fallen, sind darauf. Er zieht an dem Lappen, der in der Lache am Boden festklebt und sich nur schwer löst. Er lässt los; er will den Tatort lieber nicht noch weiter in Unordnung bringen.

Das ist kein Lappen, es ist ein Babyschlafanzug! Weicher blauer Stoff, winzige weiße Füßchen, ein heller Kragen und ein Bauchlatz mit noch mehr Cowboys, die jetzt braun befleckt sind. Mick versucht, sich an Sandy und Prissie zu erinnern, als sie so groß waren, dass sie in den Strampler gepasst hätten, aber seine Erinnerung ist ein einziger Nebel aus Milchgeruch und Schlaflosigkeit und so winzigen Fingerchen, dass er ständig fürchtete, sie zu zerquetschen.

Er schaut auf das Etikett. Größe 56: Jawohl, dieser Schlafanzug ist für ein Neugeborenes.

[...]